

Ferdinand und die Lyrik

Autor(en): **Freuler, Kaspar / Gilsli, René**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebenspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **80 (1954)**

Heft 36

PDF erstellt am: **09.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-493818>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



FERDINAND UND DIE LYRIK

Ferdinand hat keine Nase für die Lyrik, und er gibt das ehrlich-redlich zu. Heine mag noch angehen, weil Ferdinand sich einen «Fichtenbaum steht einsam im Norden auf kahler Höh» und eine «Palme, die fern im Morgenland» ebenso einsam trauert, einigermaßen vorstellen kann. Hingegen könnte er sich zu den schönsten Elegien Rilkes «Tripes à la mode» servieren lassen und zu Hölderlins Mondnächten Wurstsalat mit Kartoffeln, oder am Radio «Puppchen, du bist mein Augenstern»!, ohne daß sein Appetit durch die mitlaufende Kunst irgendwie behindert würde. Solange die lyrische Dichtung noch irgendwie gegenständlich bleibt, solange also ein dornenstechendes Röslein oder eine Laura am Klavier besungen wird, à la bonne heure! da bildet die eigene Erfahrung eine gewisse Basis zum Verständnis; wo aber der Poet ins Abstrakte gerät – wie es heutzutage bei Malern und Bildhauern große Mode ist – da versagt er völlig und jämmerlich. Balladen gefallen Ferdinand besser. Bei Wedekind z. B. freut er sich an der alten Tante: «Ich hab meine Tante geschlachtet, meine Tante war alt und schwach», usw. Da weiß man wenigstens, um was es sich handelt, stochert nicht mit dem Seelenstecken im Nebel der Empfindungen herum und braucht keine erklärenden Fußnoten. Eine Tante und ein Kriminalfall, fertig. Ohne jegliche l'art-pour-l'art-Allüren. –

Aber letztthin hat Ferdinand dennoch in stiller Abendstunde ein lyrisches Bändchen in einem Zuge durchgelesen, hat es dann zufrieden auf das Nachttischchen gelegt und das Lämpchen ausgelöscht. Und ist daraufhin, was zwar nicht letzter Zweck lyrischer Verse sein mag, sanft eingeschlafen. Es hat sich aber um einen ganz besondern Fall gehandelt.

Ferdinand hatte am Nachmittag eine Generalversammlung besucht. Der altehrwürdige Ratsaal, von dessen Wänden die Wappen vergangener Geschlechter auf die Hundertschaft herniederschauten, bot den richtigen Rahmen für die Verhandlungen, denn es handelte sich nicht um einen Velofahrerverein, sondern um eine dem Rahmen entsprechend würdige Gesellschaft zur Fabrikation und zum Vertrieb lyrischer, dramatischer und musikalischer Geistesprodukte. Und weil anlässlich dieser Veranstaltung ein Jahresehrenpreis im Betrag von 10 000 Franken zu vergeben war – pardon! 1000 Franken natürlich, wir sind in Helvetien und sind zudem nicht Velofahrer! – und dieser Preis nun einem weitbekannten Lyriker zufallen sollte, so ergab es sich von selbst, daß nach der Laudatio und dem Trachtenkind mit Rosen – während einer kurzen Pause – den Teilnehmern ein Gedichtbändchen des Gefeierten überreicht wurde. Männiglich nahm das wertvolle Geschenk, das zudem noch mit einer Widmung des Dichters geschmückt war, mit herzlichem Dank entgegen, und mit der Absicht, sich in einer geruhsamen Abendstunde darein zu vertiefen. Ein Dutzend der bereitgehaltenen Bändchen waren übriggeblieben und warteten in der Ecke einer Wandbank auf weiteres.

In diesem Augenblick erschien nun Ferdinand, der während der Pause die Steinböcke und Gamstiere der alten Bürgermeister und Ratsherren im Vestibül studiert hatte, im Ratsaal zurück und setzte sich, um nicht durch einen Saalmarsch aufzufallen, auf die Wandbank zum Papier und zu ein paar guten Freunden, taktvoll wie er nun einmal ist. Eine Festrede feuerte Preis und Lob auf den bescheidenen Dichter, und zwischen zweien ihrer Sätze stupfte der Neben-

mann Ferdinand: «Hast du schon ein Bändchen?» Ferdinand, dankbar für den Stupf und die Aufmerksamkeit, ließ sich das Bändchen unvermerkt in die Hand drücken und versorgte es rasch in die Tiefen der Aktenmappe. Später klatschte er aus ehrlicher Begeisterung und gratulierte dem liebenswürdigen Poeten von Herzen.

Nachts gegen elf Uhr, als Ferdinand wieder in seinem häuslichen Bette lag, kam ihm das lyrische Bändchen in den Sinn. Da Frau Ferdinand, im Unterrock und in Pantoffeln, noch im Korridor zu hantieren hatte, so bat er sie, es ihm aus der Mappe zu reichen, und gehorsam wie Ehefrauen sind, meistens sind, brachte sie es ihm und legte ihm noch dazu die Lesebrille auf das Nachttischchen.

Ferdinand, wie bereits betont, hat kein Verhältnis zur Lyrik. Dennoch las er das hübsche Bändchen mit dem hellen Umschlag in einem Zug bis zur letzten Seite, notierte sich sogar einige ihm besonders ansprechende Stellen, und legte sich erst weit nach Mitternacht aufs Ohr. Befriedigt wie selten nach moderner Literatur. Heine, Hölderlin, Rilke und nicht zuletzt der gefeierte Schweizer Dichter hätten, ferngesehen, ihre helle Freude an Ferdinand bekunden müssen.

Es war das einzige lyrische Gedichtbändchen, das Ferdinand im Laufe eines Jahres gründlich las. Zudem war es keins. Denn er hatte im Ratsaal nicht die Verse, sondern den gedruckten Jahresbericht der Gesellschaft zur Fabrikation und zum Vertrieb usw. in die Finger bekommen. Es war ein unglücklicher Zufall –

Der Zufall aber ist, nach Scholz, eine Vorform des Schicksals – wenn der Zufall nun ein Jahresbericht ist, was wohl wird erst das Schicksal sein?

Kaspar Freuler